

Kriegstüchtig

Michael Krieger

14 Liter Wasser. Ein Radio. Ersatzbatterien. Knäckebrot und Kekse. Campingkocher. Dosenöffner. Taschenlampe. Nochmal Ersatzbatterien. Aufgeladene Powerbank. Pflaster. Verbände. Einweghandschuhe. Fieberthermometer. Schmerzmittel. 500 Euro als Bargeld. Mund-Nasen-Schutz. Messer. Ich habe davon acht Dinge immer zuhause – darunter nichts Ess- oder Trinkbares. Und Sie?

„Wir leben nicht in Zeiten des Krieges“, sagte der Bundeskanzler, „aber auch nicht mehr in Zeiten des Friedens.“ Ein Satz wie ein Seufzer. Wie ein diplomatisches Achselzucken. Weder noch. Dazwischen. Irgendwo. Und genau dieses Irgendwo lässt mich nicht los. Weil es kein Ort ist. Sondern eine Lücke im Denken. Eine Zone zwischen Alarm und Apathie.

Man sagt, Sprache schafft Wirklichkeit. Was also richtet ein Wort wie kriegstüchtig an, wenn es sich in dieser Grauzone breitmacht?

Ich bin nicht vom Fach. Ich bin kein Offizier, kein Strategie, kein Sicherheitsexperte. Ich bin Bürger. Beobachter. Fragender. Ich lese die Zeitungen. Ich höre die Nachrichten. Ich schüttele den Kopf. Und manchmal nicke ich auch. Widerwillig. Denn natürlich will ich nicht überrannt werden. Natürlich will ich, dass wir vorbereitet sind. Aber will ich **kriegstüchtig** sein?

Der Verteidigungsminister will es. Und zwar nicht ein bisschen, sondern vollumfänglich. Abschreckend soll es sein. So kriegstüchtig, dass niemand auf die Idee kommt, es überhaupt zu versuchen. Ein Verteidigungsparadoxon: Der beste Krieg ist der, der nie geführt wird – weil man ihn führen könnte.

Ich verstehe den Gedanken. Und trotzdem schnürt mir das Wort die Kehle zu. Denn es ist kein leeres Vokabelpäckchen. Es bringt Geschichte mit. Und Erinnerung. Und Assoziationen, die man nicht so einfach wegrationalisiert.

Zuletzt wurde kriegstüchtig in diesem Land verwendet, als es sich anschickte, Europa in Brand zu setzen.

Danach – Schweigen. Sprachverdrängung. Eine kollektive Scheu, sich erneut auf solche Begriffe einzulassen. Man sprach lieber von „Verteidigungsfähigkeit“. Von „Bündnisverantwortung“. Von „Sicherheitspolitik“. Wörter mit Sicherheitsabstand.

Und nun? Zurück zur Tüchtigkeit? Zum Kriegsdenken im ordentlichen Tonfall?

Ich sitze in einer Neubauwohnung mit Fußbodenheizung und bodentiefen Fenstern. Ich bestelle veganes Bibimbap. Ich streite mich mit dem Algorithmus meiner Streamingplattform. Ich lese, dass Deutschland aufrüstet. Und dass ich bald wieder zur Musterung muss, vielleicht. Nicht für den nächsten Afghanistan-Einsatz, sondern für den Ernstfall. Den europäischen. Den denkbaren. Den spürbar näher rückenden.

Ich merke: Ich habe mich eingerichtet im Frieden. Nicht als Ideologie. Sondern als Lebensform. Und jetzt bröckelt sie.

Aber vielleicht ist genau das der Punkt. Vielleicht ist kriegstüchtig gar

kein Begriff, der uns gefallen soll. Sondern einer, der uns prüft.

Ist es möglich, kriegstüchtig zu sein – und zugleich Demokrat, Pazifist, Kulturmensch, Skeptiker? Oder steht das alles im Widerspruch?

Diese Fragen treiben mich um. Nicht aus Neugier. Sondern aus Notwendigkeit.

Denn was passiert, wenn dieser Begriff nicht nur bleibt, sondern zur Richtschnur wird? Was, wenn ein „kriegstüchtiges“ Deutschland irgendwann in andere Hände fällt? In autoritäre? In nationalistische?

Was sagt dieser Begriff über uns aus – und über das, was wir bereit sind, zu verteidigen?

Ich will in diesem Essay eine Antwort finden. Ich will aufbrechen. Nachdenken. Einladen. Zur Prüfung eines Wortes. Und seiner Wirkung.

Denn vielleicht ist kriegstüchtig nicht nur ein politischer Begriff. Sondern ein Spiegel. Und wenn wir hineinsehen,

erkennen wir nicht nur die Welt. Sondern uns selbst.

Ich will verstehen, was dieses Wort mit mir macht. Und was es bedeuten würde – konkret. Nicht in Theorien, sondern im Leben.

Fall 1: Körper

Mein achtzehnter Geburtstag war gerade ein paar Wochen her, da flatterte Post vom Kreiswehrrersatzamt ins Haus. Ein nüchterner Brief. Mit Link. Und QR-Code. Ich scannte ihn beiläufig mit dem Handy, während ich auf meinem Müsli kaute. Zack, Formular. Name, Geburtsdatum, Gesundheitszustand. Häkchen setzen. Absenden. Ein Verwaltungsakt zwischen Spotify und Schulweg.

Ein paar Monate später kam der Marschbefehl. Sechs Stunden Vorlauf. Generalfeldmarschall-Rommel-Kaserne, Augustdorf, Nordrhein-Westfalen. Ich kannte den Weg. Sie liegt nur ein paar Kilometer entfernt. Mein Wehrdienst war gerade erst vorbei.

Ich dachte, das wäre erledigt.

Aber sie riefen uns zurück. Die Lage habe sich zugespitzt, hieß es. Man brauche die Reserve.

An einem trüben Morgen stand ich wieder dort. Provisorische Tische. Uniformausgabe. Eine graue Mappe mit Hinweisen. Auf der ersten Seite: meine Erkennungsmarke. Ich nahm sie wortlos und legte sie mir um den Hals. Das Metall war kalt.

Am nächsten Tag rückten wir aus. Im Tross. Mit Waffe. Die Front war schon hörbar. Dumpf, grollend, nah. Zwei Tage später hieß es: Wir rücken vor. Ein Kamerad aus dem Wehrdienst saß neben mir. Eigentlich wollten wir zusammen eine Ausbildung zum Bürokaufmann machen. Jetzt saßen wir im Schützengraben. Wir hatten kein Wort gewechselt.

Handys waren tabu. Ortungsgefahr. Meine letzte Nachricht ging an meine Freundin. Kurz bevor ich meinen Ausweis an der Kasernenwache zeigte. Ein Herz-Emoji. Das war's. Diesen Sommer hatten wir zum ersten Mal miteinander geschlafen.

Dann kamen die Schüsse.

Zuerst zischend. Dann kreischend. Ein Kamerad brüllt: „Eingekesselt! Kein Zurück mehr!“ Ringsum fallen sie. Wie Zinnsoldaten. Meine Waffe sinkt. Ich kann sie nicht mehr halten.

Ich schaue hoch. Geradewegs in den Lauf eines Gewehrs. Nichts rührt sich mehr in mir.

Dann macht es „peng“.

Kriegstüchtig zu sein heißt, dass ich bereit sein muss, zu töten. Und getötet zu werden. Nicht irgendwann. Nicht abstrakt. Sondern jetzt. Ganz konkret. Und das ist mehr als ein Wort.

Fall 2: Stillstand

Ich sitze in der U-Bahn. Hermannstraße Richtung Alexanderplatz. Feierabendverkehr. Der Waggon ist voll. Dicke Wintermäntel. Beschlagene Brillen. Luft, die steht wie Tapetenkleister. Die kleinen Lüftungsfenster sind offen, aber sie helfen nicht. Berlin atmet schwer.

Kottbusser Tor. Die Bahn setzt sich ruckelnd in Bewegung. Kaum sind wir

aus der Station raus, da bremst der Zug abrupt ab. Nicht wie sonst – keine normale Bremsung. Ein Ruck. Ein Sturz. Ein älterer Mann fällt zu Boden. Eine Flasche klackert unter den Sitzreihen hervor. Ein Signalton. Dann: Stille.

Niemand sagt etwas. Alle rechnen damit, dass es gleich weitergeht. Eine typische Berliner Verzögerung. Routine.

Doch die Minuten vergehen. Fünf. Zehn. Zwanzig. Dann geht plötzlich das Licht aus.

Nicht flackernd. Nicht für einen Moment. Sondern komplett. Stockdunkel. Keine Durchsage.

Handys gehen an. Displays leuchten Gesichter auf. Jemand aktiviert die Taschenlampe. Ein fahles Lichtkegelspiel. Die Luft wird nervös. Fragen, Blicke, Schweigen.

Dann ruft jemand in den Waggon: „Ticker-Meldung! Komplettes U-Bahn-Netz lahmgelegt. Digitalangriff.“ Ein Raunen. Köpfe senken sich auf Bildschirme. Pushmeldungen springen auf. Manche lesen schneller, manche

starren nur. „Bevölkerung wird aufgerufen, zuhause zu bleiben.“

Und dann – dieser Alarm. Dieser schrille, flächendeckende, unangenehm grelle Alarm, den wir bisher nur von diesen albernen Warntagen kannten. Jetzt ist er echt.

Die U-Bahn wird zum Bunker. Eine Frau bekommt kaum Luft. Panik. Eine andere spricht ruhig auf sie ein. Sitzplätze werden getauscht. Irgendwie organisieren wir uns. Es gibt keine Führung. Kein System. Nur Reaktion.

Eine Stunde vergeht. Dann blitzt plötzlich das Licht wieder auf. Blass, als wüsste es selbst nicht, ob es bleiben darf. Eine Viertelstunde später fahren wir an. Eine Stunde Stille. Eine Stunde Enge. Eine Stunde Kontrollverlust.

In den Abendnachrichten wird es nüchtern heißen: „Cyberangriff auf Berliner Nahverkehr. Ursache noch unklar. Vermutet wird ein russischer Hackerangriff.“

Ich sitze auf meinem Bett und frage mich, wie fragil unser Alltag eigentlich ist. Wie verwundbar dieses urbane

Herz schlägt. Wie schnell aus Sicherheit Stillstand wird. Und ob wir wirklich darauf vorbereitet sind – wenn es kein Probelauf mehr ist.

Kriegstüchtig zu sein heißt, dass ich auch in völligem Chaos die Ruhe bewahre. Und andere beruhigen kann. Auch, wenn ich keine Infos bekomme. Und es Stunden vielleicht sogar Tage dauern kann.

Fall 3: Fremde

Ich wache morgens auf, greife zum Handy und weiß innerhalb von Sekunden, wer in der Nacht bombardiert wurde. Ich scrolle. Ich lese. Ich runzle die Stirn. Dann mache ich Kaffee. So beginnt mein Tag. Und wahrscheinlich auch Ihrer.

Der Krieg ist da, aber er gehört nicht mir. Er passiert irgendwo – in Städten mit Namen, die ich nicht aussprechen kann. Er läuft in Echtzeit, kommentiert, analysiert, geschnitten. Er hat Hash-tags, Überschriften, Untertitel. Und doch: Er ist immer der Krieg der anderen.

Ich sehe ihn, ich fühle ihn, ich teile ihn
– aber ich erlebe ihn nicht. Ich schicke
eine Träne als Emoji, ein „Das darf
nicht sein“ in die Kommentarspalte.
Dann gehe ich einkaufen. Ein paar Mi-
nuten später bin ich wieder im Frie-
den.

Manchmal frage ich mich, ob Mitgefühl
zur Routine geworden ist. Ein Reflex,
so automatisiert wie das Entsperren
des Bildschirms. Ich will betroffen sein
– und bin es auch, kurz. Aber wie
lange hält Betroffenheit, wenn sie sich
täglich neu einstellen muss?

Ich ertappe mich dabei, zu verglei-
chen. „Dieser Krieg ist schlimmer als
jener.“ Die Ukraine ist mir näher als
Gaza und der wiederum näher als der
Sudan. „Dort sind Zivilisten betroffen,
dort nur Soldaten.“ Als wäre Leid
quantifizierbar, als ließe es sich mora-
lisch sortieren. Vielleicht tun wir das,
um uns selbst zu schützen. Um den
Krieg der anderen ein Stück weiter
von uns wegzuschieben.

In den Nachrichten reden Experten
von „asymmetrischen Konflikten“ und
„hybrider Kriegsführung“. Ich denke:
asymmetrisch ist vor allem die

Erfahrung. Sie sterben, wir diskutieren. Sie verlieren Häuser, wir verlieren das Interesse.

Aber manchmal, mitten am Tag, holt er mich ein – dieser ferne Krieg. Ein Foto, das nicht weggeht. Ein Kind in einer Decke. Ein Blick, der mich ansieht, als wüsste er, dass ich nichts tun werde. Ich schließe das Fenster. Ich öffne das nächste. Ich mache weiter.

Ich glaube, das ist das Erschöpfende am Krieg der anderen: Er fordert mich auf, Stellung zu beziehen, aber er gibt mir keine Handlungsmacht. Ich kann spenden, ich kann schreiben, ich kann reden – aber ich kann ihn nicht beenden. Und das Wissen darum brennt leise, Tag für Tag.

Vielleicht ist das die neue Frontlinie: nicht zwischen Staaten, sondern zwischen Ohnmacht und Empathie. Zwischen digitaler Nähe und realer Distanz. Zwischen der eigenen Komfortzone und dem schlechten Gewissen, das sich dort einnistet.

Der Krieg der anderen ist längst Teil meines Alltags geworden. Er läuft auf meinem Handy, während ich im Zug

sitze. Er tönt aus Podcasts, während ich koche. Er ist mein Hintergrundrauschen geworden. Und das ist vielleicht das Beunruhigendste daran.

Kriegstüchtig zu sein heißt vielleicht auch, den Krieg der anderen auszuhalten – ohne sich an ihn zu gewöhnen.

Ich denke manchmal darüber nach, was es eigentlich heißt, Partner zu sein. Nicht abstrakt, nicht diplomatisch – sondern konkret. Würden ungarische Soldaten für Deutschland kämpfen? Oder spanische? Oder kanadische?

Das steht auf dem Papier. Artikel 5 des NATO-Vertrags: Ein Angriff auf einen ist ein Angriff auf alle. Aber was heißt das, wenn es wirklich so weit kommt? Bisher wurde der Artikel nur einmal gezogen. Nach dem 11. September 2001, als mehrere Terroranschläge auf die USA verübt wurden. Damals war klar, an wessen Seite wir stehen.

Was aber, wenn die Sirenen in Frankfurt heulen und nicht in New York? Wenn Panzer nicht in Richtung Osten rollen, sondern nach Westen?

Ich frage mich, wie weit Solidarität reicht, wenn sie nicht mehr symbolisch ist, sondern tödlich. Und gilt die Solidarität uneingeschränkt, wenn ein kleiner NATO-Partner angegriffen wurde und nicht die militärische Supermacht? Wenn das Wir plötzlich einen Preis hat. Wenn „europäische Werte“ nicht mehr in Reden verteidigt werden, sondern in Schützengräben.

Vielleicht ist auch das der Krieg der anderen: der Krieg, den wir für selbstverständlich halten, solange er auf dem Papier steht. Ein Vertrag, ein Bündnis, ein Sicherheitsversprechen. Aber was, wenn es auf Loyalität trifft, die kulturell, politisch, mental ganz woanders verankert ist? Warum sollte ein schwedischer Soldat sein Leben für Schwerin riskieren, wenn er in einem Land lebt, in dem Deutschland längst als überheblich gilt? Warum sollte ein kanadischer Soldat in Ostwestfalen sterben, für eine Stadt, deren Namen er nicht einmal aussprechen kann?

Vielleicht überschätzen wir das „Wir“. Vielleicht ist es weniger selbstverständlich, als wir glauben. Europa, die NATO, der Westen – das sind Ideen, keine Instinkte. Sie funktionieren,

solange man sie sich leisten kann. Solange sie nicht töten müssen.

Und doch: Genau darauf basiert unser Sicherheitsgefühl – auf der Annahme, dass andere für uns kämpfen würden, wenn es einmal unser Krieg ist. Dass sie ihre Toten beklagen, damit wir weiterleben. Dass sie unseren Frieden verlängern, mit ihrem Blut.

Ich frage mich, ob das nicht die stillste Form der Arroganz ist: zu glauben, dass unsere Freiheit auch die der Anderen ist – und dass sie deshalb unsere Kriege mitkämpfen. Vielleicht ist das, was wir „Bündnis“ nennen, am Ende ein Glaubensbekenntnis. Ein kollektives „Hoffentlich“.

Kriegstüchtig zu sein heißt vielleicht auch, nicht zu vergessen, dass unsere Sicherheit auf der Bereitschaft der anderen ruht – und dass diese Bereitschaft kein Naturgesetz ist.

Ich stelle mir vor, es klingelt an einem Dienstagabend. Ein Privatanruf. Ein Name fällt, den ich kenne. Eine Sirene in der Stimme. „Er ist gefallen.“ Und ich muss mir einen Ort merken, den ich nie gehört habe. Ein Dorf mit

einem Namen, der nicht in unseren Atlanten vorkommt. Ein Feld, ein Wald, eine Brücke, ein Ort mit einem Straßenschild, das in keiner deutschen Zeitung je stand.

Würden wir das wollen? Dass unsere Männer und Frauen in einem Ort sterben, dessen Namen wir nicht aussprechen können? Dass Traueranzeigen in lokalen Blättern dort erscheinen, während hier die Wochenmärkte laufen wie immer? Dass Schulen geschlossen werden für Gedenkfeiern in Städten, denen unsere Kinder nie begegnet sind?

Ich denke an Afghanistan, wo erstmal wieder deutsche Soldaten starben.

Daniel¹, Alexej, Tobias, Thomas, Markus, Georg, Konstantin Alexander, Georg, Oliver, Florian, Thomas, Marius, Josef, Jörn, Niels, Robert, Martin, Patric, Martin, Alexander, Oleg, Sergej, Conrad, Roman, Patrick, Micha, Mario, Jörg, Alexander, Michael, Michael, Matthias, Armin, Boris, Andreas, Christian, Helmi, Andreas, Joerg, Carsten, Stefan, Frank, Heinz-Ullrich,

¹ Am 4. Mai 2013 in Afghanistan gefallen.

Thomas, Uwe, Friedrich, Bernhard, Enrico, Mike, Thomas².

Ich denke an Estland. An die baltischen Straßen. An finnische Seen. Nicht im Sinne von Landkartenkunst, sondern als reale Landschaften, in denen Menschen leben und sterben. Stellen wir uns vor, ein Dorf dort würde zum Synonym für unser Leid werden. Würden wir die Namen lernen? Würden wir die Kronen aufstellen? Würden wir die Lieder singen?

Es ist eine einfache, aber schmerzhaft Frage: Sind wir bereit, Abschied zu nehmen — von Menschen, die wir kaum kannten und von Orten, die wir nie besucht haben? Sind wir bereit, dass unsere Erinnerung sich ausdehnt, dass sie geografisch wächst, komisch und schwer, weil sie eben nicht an unseren Häusern hängt, sondern an fremden Bäumen?

Wir haben inzwischen einen Vätergedenktag. Halbherzig wurde darüber berichtet. Masar-e-Sharif ist einer dieser Orte. Erinnern wir uns daran? Oder verdrängen wir?

² Am 6. März 2002 in Afghanistan gefallen.

Politisch klingt das abstrakt: Bündnis, Solidarität, internationales Recht. Emotional ist es konkret: Es sind Gräber. Und Gräber sprechen eine Sprache, die keine Diplomatie ersetzt.

Vielleicht ist das die eigentliche Lehre. Kriegstüchtig werden heißt nicht nur, Kavallerie zu formieren oder Panzer zu zählen. Es heißt bereit sein, den Preis zu zahlen, der jenseits von Strategie und Kalkül liegt: die Namen zu tragen, die wir zuvor nie kannten; die Trauer zu teilen, die uns sonst fremd geblieben wäre.

Und noch etwas anderes: Wenn wir verlangen, dass andere für uns sterben würden, müssen wir auch die Frage aushalten, ob unsere Leute bereit wären, dafür zu sterben — an Orten, die uns im Alltag nichts bedeuten. Denn die Würde der Freiheit misst sich auch daran, wo wir bereit sind, sie zu verteidigen. „Am Hindukusch wird Deutschlands Freiheit verteidigt“, sagte einst Bundespräsident Horst Köhler, und musste dafür zurücktreten.

Kriegstüchtig zu sein heißt vielleicht auch, die Bereitschaft zu haben, für Orte zu sterben, die man nie besucht

hat — und zu wissen, ob man das wirklich will.

Fall 4: Freiheit

Vor ein paar Wochen habe ich mit Freunden darüber diskutiert, ob wir – im Ernstfall – für Deutschland in den Krieg ziehen würden. Anlass war die wieder aufkommende Debatte über die Wiedereinführung der Wehrpflicht – und natürlich die allgemeine Bedrohungslage. Was folgte, war keine einfache Diskussion. Es war eine Vermessung von Werten. Von Zumutungen. Von Grenzen.

Ein Freund sagte ohne Zögern, er würde kämpfen. Für Freiheit, Recht und Ordnung. Wenn nötig, auch sterben. Andere schüttelten den Kopf. Für sie war das unvorstellbar. Und plötzlich war sie da – die große Frage, die in jedem philosophischen Gespräch früher oder später auf den Tisch kommt: Was ist uns die Freiheit wert?

Wir redeten lange. Und merkten, wie unterschiedlich dieser Begriff in uns wohnte. Je klarer jemand benennen konnte, welche Freiheit er meinte – desto eher war er bereit, sie zu

verteidigen. Je diffuser das Freiheitsverständnis, desto schwächer die Bereitschaft, dafür eine Waffe in die Hand zu nehmen.

„Welche Freiheit meinen wir eigentlich?“, fragte jemand. Die persönliche? Die gesellschaftliche? Die Freiheit zu leben, wie wir wollen? Oder die Freiheit, nicht kämpfen zu müssen?

Ich musste an Carl Schmitt denken – an seine berühmte These: „Freiheit existiert nur, wo kein Feind ist.“ Ein düsterer Gedanke. Aber vielleicht hat er einen wahren Kern: Freiheit entsteht nicht im luftleeren Raum, sondern immer auch im Schatten der Bedrohung.

Wir diskutierten weiter. Welche Freiheit wäre verzichtbar, wenn das Überleben auf dem Spiel steht? Eine brutale, aber ehrliche Frage.

Zunächst wurden – wenig überraschend – Freiheiten genannt, die die Sprechenden selbst gar nicht betreffen. Einige Männer sagten, man könne auf die „Reproduktionsfreiheit“ verzichten – auf das Recht der Frauen auf Abtreibung. Man merkte, wie leicht es fällt, über Rechte zu verhandeln, die

man selbst nicht braucht. Doch Freiheit, das wurde mir in diesem Moment klar, ist kein Buffet. Man kann sich nicht nur das nehmen, was einem schmeckt.

Freiheit ist ein Ganzes. Sie ist unteilbar. Wenn die Freiheit einer Minderheit beschnitten wird, schrumpft auch die Freiheit aller. Denn jede individuelle Freiheit ist ein Stück des kollektiven Freiheitsraums. Ohne die Freiheit von Frauen, von Minderheiten, von Meinungen, von Liebenden – gäbe es keine Freiheit der Gesellschaft.

Rosa Luxemburg hat das prägnant formuliert: „Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden.“ Ich würde ergänzen: Freiheit ist immer auch die der anderen. Nicht der mir gleichen, sondern der mir fremden.

Und genau hier beginnt die eigentliche Zumutung. Denn Freiheit heißt, auch die Freiheit derer zu schützen, deren Meinung, Sichtweise und Position ich nicht teile. Und wenn ich sie verteidige, verteidige ich zugleich mich selbst.

Aber wie viel Freiheit darf ich preisgeben, um zu überleben? Könnte man sagen: Lieber leben in Unfreiheit, als Sterben in Würde? Vielleicht. Viele Generationen vor uns taten genau das. Sie lebten unter Monarchien, Diktaturen, Theokratien – und fanden darin Sinn, Sicherheit, manchmal sogar Glück. Aber sie taten es nicht freiwillig. Und vor allem: Sie kannten keine Alternative.

Unsere Generation kennt sie. Wir wissen, was Freiheit ist, weil wir sie täglich ausüben, ohne sie zu bemerken. Und vielleicht ist genau das ihr Risiko: Wir halten sie für selbstverständlich.

Eine Demokratie, so glaube ich, stirbt nicht an einem Putsch, sondern an Gleichgültigkeit. An der leisen Bereitschaft, Freiheiten zu verhandeln, wenn die Angst wächst. Aber sobald wir beginnen, abzuwägen, welche Freiheit entbehrlich ist, haben wir schon verloren. Denn damit akzeptieren wir, dass Freiheit ein Luxusgut sei – und nicht ihr eigenes Fundament.

Ich habe nach dieser Diskussion lange nachgedacht. Nicht über Heldentum. Sondern über Bedingtheit. Vielleicht ist

der Wert der Freiheit gerade darin zu finden, dass sie nicht selbstverständlich ist. Und dass ihre Verteidigung – so paradox es klingt – auch in ihrer Begrenzung liegt. Nicht in der Gewalt, sondern in der Bereitschaft, sie zu denken, zu fühlen, zu schützen.

Kriegstüchtig zu sein heißt nicht, den Krieg zu lieben – sondern die Freiheit so sehr, dass man sie selbst vor sich selbst schützen muss.